

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital  
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-31243-6

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).

*Über dieses Buch* »Mit Charles Paris, seinem Schauspieler-Helden in mittleren Jahren mit dem unsicheren Beruf und einer gescheiterten Ehe, der hin und wieder im Alkohol Trost sucht, gelegentlich, wenn auch nicht wahllos, Frauen nachsteigt und letztlich ein grundanständiger Kerl ist, hat Brett einen Amateurdetektiv von besonderer Originalität geschaffen.« (P. D. James)

Diesmal hat es Charles Paris an ein kleines historisches Provinztheater verschlagen. Skrupellose Grundstücksspekulanten machen den kommunalen Gremien seit Jahren verlockende Angebote, und es scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wann das Theater seine Pforten für immer schließen und einem modernen Freizeitzentrum weichen muß. Zumal die Theaterleitung durch offensichtliche Inkompetenz für öffentliche Aufregung sorgt.

Am Ende einer Serie von merkwürdigen Zwischenfällen begeht der künstlerische Direktor Selbstmord. Oder war es gar kein Selbstmord, wie Charles Paris vermutet, als er entdeckt, daß jemand absichtlich die Theaterarbeit sabotiert?

Charles ist auf einem Tiefpunkt seiner Karriere angelangt: Er spielt die Rolle der Leiche in einem Schauerstück. Aber als Detektiv ist er nach wie vor unschlagbar. Während das Theater von einer Krise in die nächste schliddert, macht Charles sich daran, den Saboteur zu entlarven – und entdeckt einen Mörder.

*Der Autor* Simon Brett wurde 1945 geboren. Er studierte englische Literatur in Oxford, leitete die Oxford Theatre Group und war Präsident der Oxford Dramatic Society. Bis 1979 leitete er zehn Jahre lang als Programmchef die Abteilung Unterhaltung bei Radio BBC und produzierte nebenbei auch Sendungen für London Weekend Television. Seitdem lebt Simon Brett als freier Schriftsteller in London. Er schrieb bislang u. a. zehn Kriminalromane um den Schauspieler-Detektiv Charles Paris, die ihn vor allem in England und den USA bekannt machten.

Im Fischer Taschenbuch Verlag liegen folgende Bände vor: »Mord stand nicht im Textbuch« (Bd. 8169), »Dunkelmänner haben keine Schatten« (Bd. 8183).

Simon Brett

# Spekulanten spaßen nicht

Ein Fall für Charles Paris

Kriminalroman

Aus dem Englischen  
von Werner Waldhoff



Fischer  
Taschenbuch  
Verlag

Lektorat: Inge Seelig

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, November 1986

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Murder in the Title«  
im Verlag Victor Gollancz Limited, London  
© 1983 by Simon Brett  
Copyright der deutschen Ausgabe:  
© 1986 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main  
Umschlaggestaltung: Rambow, Lienemeyer, van de Sand  
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt  
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
880-ISBN-3-596-28158-X

**1** 1. Akt: Sonnenlicht fiel durch das bunte Glas der Fenster, in die das Wappen der Familie De Meaux eingelassen war, und warf blutrote Flecken auf den gemusterten Boden. Wilhelmina, das Dienstmädchen, betrat, adrett schwarz-weiß gekleidet, den Raum durch die schwere Eichentüre, um das anhaltend läutende Telefon abzunehmen.

»Guten Tag - Wrothley Grange«, betonte sie geflissentlich für diejenigen, die sich kein Programmheft leisten konnten.

»Nein, tut mir leid, Sir Reginald De Meaux ist momentan nicht zu sprechen. Er möchte nicht gestört werden, wenn er an seiner Degensammlung arbeitet«, fuhr sie fort, darauf bedacht, den Namen und auch ein wenig vom Charakter ihres Arbeitgebers preiszugeben, ebenso den Hinweis auf eine Mordwaffe.

»Nein, ich fürchte, Lady Hilda ist im Rosengarten, und Master James spielt Tennis mit Miß Kershaw«, antwortete sie und ergänzte damit die Reihe der Mitwirkenden.

»Tut mir leid, Mr. Laurence, der Butler, mußte schnell mal ins Dorf hinunter laufen.« Damit weckte sie angenehme Erwartungen auf das spätere Geschehen und den möglichen Täter.

»Nein, Professor Weintraub befindet sich auf einem Spaziergang mit Miß Laycock-Manderley und Colonel Fripp«; jetzt hatte sie beinahe die komplette Besetzung vorgestellt.

»Was? Wer ich bin?« – schüchternes Kichern – »Oh, Sir. Sie wollen ja gar nicht meinen Namen wissen. Nun gut, ich heiße Wilhelmina«, beteuerte sie schnell und vervollständigte damit die Personen des Dramas (ausgenommen die Polizisten im 3. Akt).

»Natürlich, Sir, ich notiere Ihre Nachricht. Ich will mir nur schnell Stift und Block holen.« Nachdem sie beides geholt hatte, sagte sie: »Ich bin soweit. Wie lautet Ihre Nachricht . . . Was? Sagten Sie . . . ›Mord?«

Sie starrte mit erstaunten Kinderaugen auf den Hörer.

»Wer spricht denn da – hallo?« fragte sie und drückte auf die Tasten des Telefons.

Sie legte den Hörer auf und stand eine Weile sinnend da. »Na so was«, sagte sie dann, momentan etwas verwirrt.

Ihre Verwirrung hielt jedoch nicht lange an. »Muß wohl ein Verrückter gewesen sein.« Sie verlieh ihrer Schlußfolgerung mit einem leichten Schulterzucken Nachdruck und wandte

sich dem Kaminsims zu, ihren Federwisch so haltend, daß die Aufmerksamkeit auf eine andere mögliche Mordwaffe, einen schweren Messingleuchter, gelenkt wurde.

Während sie so mit dem Rücken zur Verandatüre stand, trat, von ihr unbemerkt, James DeMeaux ein. Er trug blendend weiße Tenniskleidung, die zu seiner Rolle gehörte, und aus Gründen der Eitelkeit eine Menge Make-up. Sie nahm ihn erst wahr, als er hinter sie getreten war und die Arme um ihre Taille schlang.

»Oh, Mr. James«, protestierte sie nicht gerade glaubhaft und wedelte mit ihrem Federwisch, um aus seiner Reichweite zu gelangen.

»Nun stell dich nicht so an, Willy, gib mir wenigstens einen Kuß«, forderte James mit schelmischer Miene.

»Nein, James, nicht hier, wo jeden Moment jemand hereinkommen könnte. Außerdem muß ich gehen.«

Sie wandte sich zur Tür. Bevor sie diese jedoch erreichen konnte, hielt er sie zurück.

»Gestern abend um halb elf im Sommerhaus warst du nicht so schüchtern«, erinnerte James (gleichzeitig gab er damit einen brauchbaren Hinweis für das im 3. Akt folgende Entwirren der Alibis).

»Das mag schon sein«, gab Wilhelmina schnippisch zurück.

»Was ein Mädchen in Uniform tut, unterscheidet sich beträchtlich von dem, was es ohne tut.«

Während der Proben hatte es hierüber endlose Diskussionen gegeben, ob diese Szene komisch wirken sollte und wie sie zu spielen sei. Man entschied sich letztendlich für eine ernste Interpretation dieser Szene, was durch das Publikum des Rugland-Spa-Theaters gerechtfertigt schien, das bis auf das alberne Gelächter eines Halbwüchsigen, der gegen seinen Willen von seinen Eltern in die Vorstellung geschleppt worden war, in keiner Weise reagierte.

»Komm schon«, bat James.

»Nein, wirklich, Mr. James. Erstens sind Sie mit Miß Kershaw verlobt und zweitens . . .«

»Ihr ist das egal.«

»Sie wäre die erste Verlobte, die das nicht stören würde.«

»Was sie nicht weiß, macht sie nicht heiß. Schau, Willy, du kennst doch meine Lage . . .«

Trotz Wilhelminas wehmütigem Nicken fuhr James mit der

Schilderung seiner Situation fort. Wilhelmina mochte Bescheid wissen, aber das Publikum hatte keine Ahnung. »Wenn mein alter Herr abkratzt, bevor ich verheiratet bin, komme ich nicht an sein Geld ran. Ich glaube zwar nicht, daß er in nächster Zeit das Zeitliche segnet . . . (das Tragikomische dieser Situation entging dem Publikum leider) . . . andererseits möchte ich nach seinem Tod nicht leer ausgehen, also heirate ich vorsichtshalber lieber Felicity.«

»Na, und ich dachte, du liebst mich wirklich – aber du willst nur ein bißchen Spaß.«

»Nein ich liebe dich doch. Aber selbst wenn ich nur etwas Spaß wollte, wäre mein Vater dagegen.«

Dieser Dialog, dem während der Proben niemand Beachtung geschenkt hatte, wurde mit enormem Gelächter aufgenommen. Unruhe glomm in Wilhelminas und James' Augen auf. Es wurde noch schlimmer, als sie, gleichsam wie ein Echo, ein Kichern vernahmten, das durch die Türe des hohen Schrankes neben dem Kamin drang.

»Er hat so altmodische Ansichten dazu, sich mit, äh, Dienstboten einzulassen«, fuhr James verzweifelt fort.

»Aber gewiß.«

Wilhelmina schwieg betont nach diesen beiden Worten (mehr hatte ihr der Autor auch nicht zgedacht). Zehn Sekunden später öffnete sich die Türe. Lady Hilda DeMeaux trat ein und teilte ihnen mit, daß sie ihrem Sohn etwas ungeheuer Wichtiges zu sagen hätte. Unter vier Augen.

Wilhelmina wandte sich zum Gehen. Bevor sie jedoch die Tür erreichte (und bevor Lady Hilda ihr Geheimnis lüften konnte), erschien Felicity Kershaw im Tennisdreß in der Verandatüre und beschwerte sich, daß James ziemlich faul wäre und sie es satt hätte, ständig im hohen Gras nach seinen Bällen zu suchen.

Die Mitwirkenden blickten nun allesamt nervös auf die Schranktüre, hinter der sich wiederum Gelächter vernehmen ließ.

Dann entstand ein kleines Geplänkel zwischen Lady Hilda und Felicity darüber, wie gut ihnen jetzt eine Tasse Tee täte, und Wilhelmina wurde geschickt, um alles Nötige herzurichten. Sie ging zur Tür.

Aber wieder klappte es nicht; diesmal kamen ihr Professor Weintraub, Miß Laycock-Manderley und Colonel Fripp da-



zwischen, die von ihrem Spaziergang zurückkehrten. Der Professor, in grobem Tweed und mit Fernglas, Kamera und Tonband behängt, gab seiner Hoffnung Ausdruck, während seines Aufenthaltes viele Vögel beobachten zu können; er wollte morgen den ganzen Tag über im Pinienwald sein Glück versuchen.

Colonel Fripp, Schnurrbart und Nackenhaare hochgezwirbelt, riet zur Vorsicht. Sicherlich wußte der Professor, daß sich im Pinienwald ein äußerst geheimes Forschungszentrum der Armee befand.

Nein? Wirklich? Der Professor täuschte Überraschung vor. Wie interessant. In der darauffolgenden Pause verkündete Miß Laycock-Manderley plötzlich, daß sie aufgrund einer Vorahnung früher von ihrem Spaziergang zurückgekehrt wäre. Sie sei ein Medium, fügte sie erklärend hinzu, und hätte eine ausgeprägte Empfindung für das Böse. Etwas Schreckliches würde auf Wrothley Grange passieren. Das Gefühl war sehr mächtig. »Das ist mir schon oft passiert«, beteuerte sie, »aber noch nie war es so wie diesmal.«

Nun bot sich ein weiterer Anlaß, der an den Humor des Vierzehnjährigen rührte, und die Mitwirkenden hatten wieder einen Grund, irritiert auf die Schranktür zu blicken. Unter dem Make-up nahm Lady Hildas Gesicht einen verärgerten Ausdruck an, als sie die Angst ihrer Gäste durch ein Lachen verscheuchen wollte. Erneut schlug sie das Allheilmittel Tee vor.

James hielt das für eine verdammt gute Idee, Felicity gab vor, völlig ausgedörrt zu sein, und Professor Weintraub mokierte sich darüber, wie in England jeder seine Tätigkeit für eine Tasse Tee unterbrach.

Wilhelmina (für die dieser Akt nur noch aus erfolglosen Versuchen, die Tür zu erreichen, bestand) wurde zum x-ten Male geschickt, den Tee zu bringen. Bevor sie dies jedoch tun konnte, bemerkte Lady Hilda, daß wohl nicht genügend Tische für die ganze Gesellschaft vorhanden wären. Ob es Wilhelmina wohl etwas ausmachen würde, einen der faltbaren Kartentische aus dem Schrank neben dem Kamin zu holen?

In der ersten Reihe der Zuschauerplätze drückte die mit Altersflecken übersäte Hand Leslie Blatts – Autor dieses Stückes – das Knie seiner achtzehnjährigen Begleiterin. »Diese

Pointe ist gut«, schnaufte er zufrieden, »verfehlt nie ihre Wirkung.«

Wilhelmina drehte den Türkno­pf des Schrankes, und die Tür sprang auf.

Der Körper eines älteren Mannes in Tweedkleidung fiel heraus. Er landete geradewegs mit dem Rücken zwischen Sofa und Sessel.

Aus seiner Brust ragte ein Degen. Das rote Licht des Fen­ster­glases unterstrich noch das Schimmern des nassen Blut­fle­kes auf seinem Hemd.

Die Schreckensrufe der Umstehenden, die einen Halb­kreis um den Leblosen gebildet hatten, vereinigten sich zu einem einzigen Aufschrei.

»Oh, nein!« schrie Lady Hilda. »Es ist Reginald!« Für diejen­igen, die nur über eine langsame Auffassungsgabe verfügten, ergänzte sie, »er ist durch einen seiner eigenen Degen getötet worden.«

Der Degen vibrierte und schwankte, als der Körper von un­ter­drücktem Kichern geschüttelt wurde.

Als sich schleppender Applaus erhob, fiel der Vorhang.

Sobald er ganz unten war, verlor Lady Hildas Gesicht den letzten Rest von Wohlwollen. »Blutiger Anfänger!« donnerte sie los. »Ich arbeite nicht mit Leuten, die sich dermaßen auf­führen. Entweder geht er, oder ich.«

Sie rauschte ab in Richtung Garderobe.

Im Parkett knisterte eine ältere Dame mit dem Zellophan­papier ihrer Bonbonschachtel. »Der Tote hatte ja nicht gerade eine Hauptrolle«, bemerkte sie zu ihrem Begleiter.

»Nein«, pflichtete ihr dieser bei.

»Ich bin gespannt, wer es ist. Ob wir ihn schon mal im Fern­se­hen gesehen haben?«

Ihr Begleiter blätterte mit altersschwachen Händen im Pro­grammheft. »Nein, der Name sagt mir nichts.«

»Wie heißt er denn?«

»Charles Paris. Kennst du ihn?«

»Nein, mein Lieber.«

2 Nach dem Ende dieses Aktes versuchte Charles Paris erneut, seine Frau Frances telefonisch zu erreichen. Auch diesmal bekam er keine Verbindung.

Auf der kurzen Party am ersten Abend wurden keine harten Drinks ausgeschenkt; so mußte sich Charles mit einem Glas trockenen spanischen Rotweins begnügen. Es war zwar nicht gerade das, was er gebraucht hätte, aber immerhin besser als gar nichts. Möglicherweise vertrieb es seine Kopfschmerzen, die er seit dem Vortag hatte, nach einem zu tiefen Blick ins Glas. Sein Vorsatz, weniger zu trinken, tauchte immer dann auf, wenn er sich sowieso gut fühlte und keinen Alkohol brauchte.

Er verspürte keine Lust, sich mit irgendwelchen Leuten auf ein Gespräch einzulassen; er wollte mit seinen Sorgen allein sein. Doch Donald Mason, der Generaldirektor des Theaters, bugsierte ihn zu einem Paar mittleren Alters, das ihm als Herbie und Velma Inchbald vorgestellt wurde. Man konnte Donald, der das richtige Auftreten hatte und Nadelstreifenanzüge liebte, nur schwerlich widerstehen.

Die Inchbalds waren gut gekleidet – vielleicht zu gut für eine Uraufführung an einem Provinztheater. Herbie, der seine untersetzte Erscheinung durch eine graue Mähne à la Einstein und eine dicke Zigarre wettmachte, trug einen dunklen Samtanzug und eine Samtschleife, was auf den ersten Blick wie ein Abendanzug wirkte. Das dickliche, gepuderte Gesicht seiner Frau wurde von schwarzem Haar rechteckig umrahmt, so daß es wie eine Perücke aussah (und wohl auch war). Die genauen Konturen ihrer Figur wurden durch ein teures, bodenlanges blaues Kleid aus so einem rüschenbesetzten, durchscheinenden Material verhüllt; die Stoffmenge ließ jedoch auf üppige Formen schließen. Ihr dicker Hals und die fleischigen Finger wirkten durch ihre Juwelen wie eingeschnürt.

»Herbie ist Vorsitzender des Theaterbeirats«, informierte Donald Mason und kam sich ungeheuer wichtig vor.

»Oh«, sagte Charles Paris.

»Arbeiten Sie zum ersten Mal am Regent, Mr. Paris?«

Ja; wenn man das, was ich hier tue, arbeiten nennen kann, dachte er wütend. Ist es Arbeit, wenn man einen Toten spielt? Andererseits muß ja jemand diesen Part übernehmen.

Er begnügte sich mit einem einfachen »Ja«.

»Ein großartiges kleines Theater«, versicherte Herbie Inchbald selbstgefällig. Er dehnte das Wort ›Thee--ater‹ so, daß sich Charles die Haare sträubten.

»Sie werden kein besseres Provinztheater im Umkreis von hundert Meilen finden, das sag' ich Ihnen«, fuhr Herbie Inchbald fort.

»Nein, bestimmt nicht. Die Menschen kommen von weit her, um unsere Aufführungen zu sehen.«

»Sogar von Leominster«, stimmte ihm Velma Inchbald zu, »manche sogar aus Worchester.«

»Aha.«

»Kennen Sie Herefordshire gut, Mr. Paris?«

»Nicht besonders.«

»Sie werden sehen, es ist eine reizvolle Grafschaft.«

»Fein.«

Die Unterhaltung schien zum dritten Mal einzuschlafen. Charles packte die Gelegenheit beim Schopf. »Gefiel Ihnen das Stück heute abend?«

Unter normalen Umständen wäre er zu bescheiden gewesen, um so eine Frage zu stellen. Aber jetzt fühlte er, daß ihn gerade sein Beitrag zu diesem Stück der Verpflichtung enthob, nach Komplimenten zu heischen.

»O ja, ein großartiges Stück.«

»Großartig«, stimmte Velma bei.

Charles fragte sich, ob er recht gehört hatte. Ob ihn sein Hörvermögen verlassen hatte, neben vielen anderen schwindenden Fähigkeiten, wie zum Beispiel Hoffnung, Zivilcourage und Kontrolle über seine Blase. War es wirklich möglich, daß ihnen das Stück *Die Nachricht lautet Mord* gefallen hatte? Seine Rolle hatte er nicht lange einstudieren müssen; aber er hatte genügend Zeit gehabt, um das Stück als das Mieseste zu erkennen, was jemals ans Tageslicht gezerrt worden war.

»Sie sind also der Meinung, es war gut inszeniert?« Dies war wahrscheinlicher, als daß ihnen das Textbuch gefallen hätte.

»Sehr gut inszeniert und ein verdammt gutes Stück.«

»Jawohl, ein gutes Stück«, wiederholte Velma seine Worte.

Charles mußte recht ungläubig dreingesehen haben, denn nun fragten ihn beide, ob er denn das Stück nicht mochte.

»Es ist vielleicht nicht gerade mein Lieblingsstück. Ich frage

mich oft, warum gerade solche Stücke ausgesucht werden, wo es doch Tausende von guten Stücken überall gibt und . . .«

»Herbie war auch an der Auswahl dieses Stückes beteiligt.«

»Ach so.«

»Das stimmt; doch Ehre, wem Ehre gebührt. Donald schlug es zuerst vor. Aber nachdem ich es gelesen hatte, war ich auch davon überzeugt.«

»Im Sommerurlaub auf Korsika hast du es dann noch mal gelesen.«

»Das stimmt. Und es gefiel mir immer noch.«

»So.«

»Sehen Sie, Mr. Paris, ein Provinztheater muß dem Publikum das vorsetzen, was es haben will. Das Stück *Die Nachricht lautet Mord* ist vielleicht nichts Neues und erhebt keinerlei künstlerischen Anspruch, aber es ist beste Unterhaltung. Geht doch nichts über einen Thriller, um die Leute anzulocken – vor allem, wenn schon im Titel von ›Mord‹ die Rede ist. Und wissen Sie, Leslie Blatt ist hier aufgewachsen – seine alten Tage verbringt er in Bromyard –, das zieht die Leute an. Ein guter Thriller, ein Shakespeare, eine Pantomime – das sind die Volltreffer an einem Provinztheater. Das wollen die Leute in Rugland Spa sehen. Wenn Sie das bringen, können Sie es sich leisten, moderne Stücke aufzuführen. Apropos, wissen Sie schon, was wir als Nächstes spielen?«

»Ich habe davon gehört.«

»*Gib Gas* heißt das Stück. Es ist ziemlich modern, wenn Sie so wollen. Es wird einige Leute in Rugland Spa wachrütteln, nicht wahr, Velma?«

»Das will ich meinen.«

»Solche Shows müssen wir bringen . . . gelegentlich. Und wenn Kathy Kitson mit von der Partie ist, kann nichts schiefgehen.«

»Ja.«

»Wir hier in Rugland Spa sind sehr stolz auf unser Theater, Mr. Paris.«

»Nun, es ist auch ein schönes altes Theater«, sagte Charles, um Herbie Inchbald zu besänftigen.

»Ja. Es wurde schon 1894 erbaut und hat eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich. Es wurde x-mal unter verschiedenen Leitungen eröffnet und wieder geschlossen. Nach dem Krieg wurde es verkauft und als Getreidesilo verwendet.«

»Strohköpfe kommen heute noch her«, bemerkte Charles ironisch.

»Was sagten Sie?«

»Nichts.«

»Bis Anfang der sechziger Jahre ließ man es buchstäblich verfallen. Dann nahmen einige weitblickende Stadträte die Sache in die Hand, das Theater wurde total renoviert und 1962 wiedereröffnet.«

»Und seitdem läuft der Laden?«

»Mehr oder weniger. Die letzten drei Jahre waren ziemlich hart. Eine Immobiliengesellschaft bot eine Menge Geld für Maugham Cross. So heißt dieser Stadtteil. Kennen Sie die Schlenter-Gesellschaft?«

»Nein.«

»Ein ziemlich mächtiger Verein. Ein Großteil des Stadtrates war für den Verkauf. Wir organisierten eine Unterschriftenaktion und gewannen. Anschließend wurde der Aufsichtsrat neu gebildet, und ich gewann Lord Kitestone für das Amt des Schirmherrn.«

»So«, sagte Charles und hoffte, es würde interessiert klingen; Herbie Inchbald schien auf eine Reaktion zu warten.

»Onscombe House gehört Willie Kitestone«, kam Velma ihm zu Hilfe. »Ein ziemlich weitläufiges Anwesen.«

»So . . .«

Schon wieder schien die Unterhaltung ins Stocken zu geraten, und Charles startete einen letzten Versuch. »Heutzutage scheinen viele Theater von den Gemeinden abzuhängen.«

»Das stimmt.«

»Vom Kulturausschuß vermutlich.«

»Ja.«

»Wir hier können jedenfalls nicht klagen.« Velma Inchbald lächelte. »Solange Herbie dem Stadtrat angehört. Er ist ein richtiger Thee-ater-Narr.«

Charles wußte darauf nichts mehr zu sagen. Er mochte die Inchbalds nicht und hatte deswegen ein schlechtes Gewissen. Er sollte sie mögen und ihren Einsatz für das Theater anerkennen. Sein Beruf brauchte solche Leute, und trotzdem . . . Sie schienen ihm einfach langweilig und ziemlich aufgeblasen. Wahrscheinlich war seine schlechte Laune daran schuld. Trotzdem verspürte er nicht die geringste Lust, die Unterhaltung weiterzuführen.

Herbie tat es für ihn. »Natürlich kommt es nicht auf mich allein an«, sagte er großmütig. Seine Stimme lud zu Widerspruch ein. »Daß das Regent ein gutgehendes Unternehmen ist, ist vielen zu verdanken. Sie kennen doch Donald – er ist der reinste Feuerwerkskörper, sprüht vor Ideen. Schon in dem einen Jahr, das er hier ist, hat er einiges verändert. Ein tüchtiger junger Mann, dieser Donald.«

»Tony arbeitet auch hart«, Charles glaubte den Direktor des Theaters erwähnen zu müssen. Obschon Antony Wensleigh bereits etwas senil war, konnte man ihm seinen Einsatz für das Regent-Theater nicht absprechen.

»Ja.« Dieses »Ja« von Herbie Inchbald drückte nicht einmal andeutungsweise Zustimmung aus. »Aber ohne Donald wäre er verloren. Und wir müssen aufpassen, dieses Theater ist ständig in Gefahr. Der geringste Fehler im Management würde den wirtschaftlichen Ruin bedeuten. Und dann würde ich auch meinen Posten im Stadtrat verlieren. Es sitzen dort eine Menge Spießer, müssen Sie wissen, und bevor man sich umsieht, entsteht hier plötzlich ein weiterer Supermarkt, ein Hotel oder sonstwas. Das wäre schrecklich.«

»Schrecklich«, wiederholte Velma.

Nach der Aufführung von *Die Nachricht lautet Mord* war Charles sich dessen nicht so sicher. Er haßte sich selbst wegen seiner boshaften Gedanken.

Es gelang ihm, den Inchbalds zu entkommen und noch ein Glas Rotwein zu ergattern; er schmeckte so abgestanden, als wäre die Flasche eine Woche lang offengewesen. Das paßte zu seiner säuerlichen Stimmung.

Er kannte den Grund dafür; aber er wußte auch, daß seine Laune durch die Ereignisse des heutigen Abends eher schlechter wurde. Daß ihn Kathy Kitson am Ende des 1. Aktes als Anfänger beschimpft hatte, traf ihn sehr. Es verletzte ihn um so mehr, als sie recht hatte. Nichts konnte sein albernes Kichern entschuldigen, das er bei Leslie Blatts idiotischen Dialogen nicht hatte unterdrücken können.

Als er an den Autor des Stücks dachte, blickte er zu dem alten Mann hinüber, dessen klauenartige Hand seine achtzehnjährige Begleiterin tätschelte. Er versuchte sie zum Bleiben zu überreden. Charles schauderte. Als Mann in den Fünfzigern mit einer Vorliebe für junge Schauspielerinnen

lud der Anblick von Leslie Blatt zu unwillkommenen Vergleichen ein.

Eines blieb noch zu tun – und das sollte er gleich tun –, dem Tag noch etwas Gutes abgewinnen und seinen Frieden mit Kathy Kitson machen.

Er hielt nach ihr Ausschau. Sie hatte ihr Lady Hilda De Meaux-Kostüm abgelegt, sonst hatte sie sich nicht verändert. Kathy Kitson sah eigentlich immer gleich aus. Bescheidenheit war für sie ein Fremdwort. Sie schlüpfte in keine Rolle, eher umgekehrt. Falls einige Stellen, oder sogar das ganze Textbuch, abgeändert werden mußten, um ihrer Darstellung gerecht zu werden, dann mußte das eben sein. Basta!

Kathy Kitson spielte stets nur Kathy Kitson. Sie war am Nachmittag beim Friseur gewesen und wandelte nun im enganliegenden Seidenkleid und gab geziert die Zeilen von sich, die sie für Kathy Kitson als passend erachtete. Während der fünfziger Jahre hatte sie mit reizender Stimme in West-End-Komödien gespielt; hatte sich in einer Fernsehserie Ende der sechziger Jahre volkstümlich gegeben, und während der siebziger bis hinein in die achtziger Jahre war es dann mit zunehmend schlechteren Provinztheatern abwärts gegangen. Dieses Repertoire hatte sie auch in das Stück *Die Nachricht lautet Mord* am Regent-Theater in Rugland Spa mit der Verzweiflung derjenigen, die den Anschluß verpaßt hatte, eingebracht.

Und nach dem zu schließen, was sie gerade, als Charles sich näherte, einem jungen Mann in Lederjacke erzählte, beabsichtigte sie, ihre Darstellungskunst auch der neuen Produktion zu widmen, *Gib Gas*, jener erschütternden Anklage der gegenwärtigen Gesellschaft, geschrieben von einem der umstrittensten jungen englischen Autoren.

»Du siehst, Liebling«, raunte sie ihm zu, »ich glaube nicht, daß es einzig auf die Dialoge ankommt.«

»Aber«, protestierte der junge Mann in der Lederjacke, »die Ausdrucksweise von Royston Everett spiegelt das Leben in den Straßen von Liverpool wider.«

»Davon bin ich überzeugt; aber man kann nicht nur für Liverpools Publikum spielen.«

»Es ist nicht *für* die Menschen in Liverpool, es handelt *von* den Menschen in Liverpool. Everett wuchs in Toxeth auf; er weiß, wovon er spricht.«